

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wie Gockel der Hahn zu Verstand kam

Umbsen, Rudolf

Oldenburg, [1908]

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: SPIEKER J 32

Drittes Kapitel.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-867113](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-867113)



Drittes Kapitel.

Die Mauserung.

„Wie ekel, schal und unersprießlich ist dieses Leben!“ rezitierte der arme Gockel, als er seinem libeleeren Heim zusteuerte. Ihn schauderte, in den düsteren, schwarzen Abgrund der Welt zu sehen. Was war das für ein Dasein! Der eine stahl dem andern das Korn und redete von Vaterlandsliebe, der andere feierte die Aufgaben der Kunst und war ein Feigling, der dritte gar predigte Religion und war ein Hasser des Lebens. „Sie alle glauben an Ideale und haben nur ein Ideal — sich selbst. Pfui über sie alle! Laßt sie Körner picken, Küken erziehen, Hahnenkämpfe vollführen, laßt sie die Menschen verehren, laßt sie reden: mich soll es nicht mehr kümmern! Wenn ich dieses Leben noch länger ertragen soll, so kann ich es nur in Gemeinschaft mit denen, denen es ebenso schlecht geht wie mir: ich bin ein Proletarier!“

Jedermann erkennt nun klar, daß Gockel auf dem Wege war, ein Genie zu werden; denn seine Begriffe fingen an, sich zu verwirren. Ich glaube, die Menschen sagen, er wurde ein Sozial-

demokrat. Es waren nun vorzüglich drei Hauptforderungen, die er aufstellte. Der Hahn mußte sein: 1. frei, 2. selbstlos, 3. tätig. Das letzte mußte als natürliches Ergebnis aus 1 und 2 hervorgehen. Die Hähne, welche Gockel kannte, waren weder frei, noch waren sie selbstlos, folglich mußte ihre Tätigkeit eine falsche Richtung einschlagen. Er mußte also bei den Armen Erfüllung seiner Ideale finden, oder die Welt war keines Gedankens mehr würdig. Im Falle einer nochmaligen Enttäuschung beschloß er, sie ohne seine Unterstützung ihrem Schicksale zu überlassen.

Es schien wirklich eine andere Welt zu sein, die sich ihm jetzt aufthat. Die Hühner wohnten bei kleinen Hütten, wo es nichts zu fressen gab, die Hähne mußten weit aufs Feld ziehen, um Nahrung zu suchen für die arme Familie, die Hennen kannten keinen Stall und kein warmes Nest, aus Stroh prachtvoll geflochten. In kalten Erdlöchern brüteten sie ihre Eier aus; wenn die Küchlein piepten und froren, so legten sie sich nieder auf den kühlen Boden und wärmten sie mit ihrem warmen Gefieder. Glanzlos war ihr Kamm, struppig ihr Gefieder, sie drückten sich in den Ecken herum, sobald sie allein waren und warfen haßerfüllte Blicke auf die Reichen, die sich brüsteten auf ihren stolzen Höfen. Nur wenn sie geschlossen auftraten, wuchs ihnen der Mut. Wo diese Armen einmal in der Mehrzahl waren, da fielen sie über jeden großen Hahn her und zerwalkten ihn. Darin tat sich besonders eine auserlesene Schar hervor mit gewaltigen, roten Kämmen und großen Schnäbeln. Die fielen über die Besitzenden her und zerzausten sie, daß an ihnen keine heile Feder blieb.

An demselben Platze, wo Gockel seine letzte Schlacht verloren hatte, kamen an späten Abendstunden, wenn die großen Hähne sich zur Ruhe begeben hatten, die Armen zusammen. Auch die Hennen waren dabei. Dann scharreten sie sich Löcher in die Erde, in denen sie sich behaglich niederlegten. Da hockten sie zusammen, sprachen von ihren Kindern, wie die süßen Kleinen doch gerade so artig piepten wie die reichen Zierpuppen.

Die Hähne fraßen Kartoffelschalen und fühlten sich ganz wie Herren. Sie krächten ihre schmucklosen Weisen in die Luft: von der armen Henne, die von ihrem Liebhaber treulos verlassen wurde und vor Verzweiflung sich die Augen blind weinte, von der treulosen Liebsten, die ein Duzend Liebhaber mit vergifteten Weizenkörnern ums Leben brachte. Auch Lieder von dem zukünftigen Paradiese erschallten, von Gleichheit und Brüderlichkeit, meistens von den jungen Hähnen gesungen. Häufig auch flatterte der gefeierte Volksredner Schnäbel auf den alten Ackerwagen und krächte etwa folgendermaßen:

„Liebe Genossen! Sind wir nicht eine elende Schar von armen, halbverhungerten Proletariern? Wir schreien nach Korn, die Reichen haben es, wir schreien nach Fleisch und Fisch, die Reichen fressen auf, was auch uns gebührt, wir schreien nach warmer Kleidung, aber unsere Söhne und Töchter müssen sich mühen und plagen, die Reichen zu putzen; sie haben keine Zeit mehr für sich. Wir nähren uns von Kartoffelschalen, von eklem Gemüse, wir suchen in den Wasserpfützen kümmerliche Nahrung. Aber wir sind zu stolz, uns zu stehlen, was wir brauchen, wie die Spaken es tun. Wir wollen unser Recht in ehrlichem Kampfe durchsetzen. Wir schreien nach Bildung, aber wir haben nicht die Mittel und die Kraft zum Studium; wir leiden ja alle an Unterernährung. Aber vertraut auf uns, folgt uns, haßt sie, die unsere Unterdrücker sind! Nieder mit der Kanaille!“ Da war es mit der behaglichen Zufriedenheit zu Ende, die Hennen duckten sich scheu, die Hähne aber rollten die roten Auglein und scharrten wütend mit den Sporen im Sande. Und lebhaft gackernd gingen sie nach Hause, krächten, gestikulierten und konnten die ganze Nacht nicht schlafen vor zornigen Gedanken.

„Schließlich kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie in ihrem Unverstand nach den Gütern der Reichen streben, deren Leben sie nicht kennen, aber im Grunde bleibt auch bei ihnen alles eine Magenfrage. Hahn bleibt eben Hahn! Eine Duldung

fremder Überzeugungen giebt es hier ebensowenig wie anderswo.“ Das war Gockels Resümé.

Jetzt also hätte er logischerweise der Welt seine Mitarbeit entziehen müssen. Er trug sich auch für ein paar Stunden mit der Absicht, sich auf einen einsamen Waldhof zurückzuziehen, um dort mit wenigen Hennen ein Dasein der Ruhe und Weltverachtung zu führen. Aber so viel Mühe er sich auch gab, er konnte doch nicht die Überzeugung gewinnen, daß die Welt ohne ihn fertig werden könne. Wenn man es sich ernstlich überlegte, war es ein Irrtum, die Hähne zu verachten, weil sie dumm und beschränkt wären. Sie verdienten eher Mitleid, Reiche sowohl wie Arme. Was war die reiche Henne, wenn sie sich brüstete, ihre Eier im weichen Korbe legen zu können, wie töricht war die arme, wenn sie neidisch zu der reichen emporschaute; denn alle Eier waren doch gleich weiß, rundlich und wohlschmeckend, alle Küken hatten von Natur den gleichen Appetit. „Was sie sich einbilden, sind fadenscheinige Hirngespinnste, mit denen sie den wahren Inhalt des Daseins notdürftig verschleiern.“

Mit einemmale fiel ihm ein: „Ja, aber was ist denn der wahre Inhalt des Daseins?“ Für diesen Abend konnte er es nicht mehr lösen, doch auch am nächsten brachte er es nicht heraus, und nach zwei Wochen war er nicht klüger. Es wollte ihn sogar bedünken, als ob sein Gesichtskreis von Tag zu Tag abnehme. Wie selbstsicher und stolz war er doch bisher gewandelt in der bunten Schar der Hühner, noch zweimal so hoch trug er den Schnabel, noch zweimal so hoch strebten seine Schwanzfedern empor. Wie genau kannte er sie alle! Wie hatte er die Exzellenzen verspottet, wie niedrig dünkte ihn das Professorenvolk, welchen Kleinlichkeiten huldigte der Vater! Und in Sachen der Politik, der Religion, der Ernährungsfragen waren sie alle Barbaren. Das Stroh, welches ihre beständige Lagerstätte bildete, hatte sie alle verdummt. Nun aber kam der böse Zweifel. War nicht doch etwas dahinter, hatte dieser Schein nicht doch eine

Bedeutung? Hatte er die Hähne vielleicht nicht immer nur von seinen Stimmungen aus beobachtet? — „Das ist, um sich zu federn!“ rief er endlich verzweifelt aus, „so komme ich nicht dahinter. Die Nürnberger hängten keinen, sie hätten ihn denn. Ich aber will nach dem Sinn des Lebens greifen und kenne es gar nicht. Ich will noch einmal auf die Universität gehen und Geschichte studieren. Da sie mich in Vogelsberg nicht nehmen werden, so will ich nach Berlin gehen. Da sollen sogar die Hähne Eier legen, wenn sie Politik machen, und selbst die Spazier sind zivilisiert dort; denn anderswo pfeifen sie alles nach, hier aber geben sie selbst den Ton an.“

Zunächst setzte Gockel sich mit den Eltern auseinander. Die arme, gedrückte Mutter weinte herzerbrechend darüber, daß der liebe Sohn zum zweitenmale in die wilde Welt hinauswandern wollte. Der Vater, der, seinem Entschlusse getreu, in den letzten Wochen, wenn auch unter innerer Empörung über seine tollen Sprünge, den Sohn hatte gewähren lassen, konnte anfangs ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken, aber der Sohn trug schnell Sorge, dieses Gefühl zu zerstören; denn er erklärte klipp und klar, er werde sich auf keinen Fall dazu verstehen, irgend ein Examen zu machen. Er gehe aus, nach Wahrheit zu suchen, und nichts solle ihn in diesem Bestreben zurückhalten. Der Vater krächte ihm wütend ins Gesicht — er hatte alle Fassung verloren — „Ist das der Dank für meine tausendfache Mühe, für all die Tage und Stunden, die ich für dich verschwendete? Nur schnöder Undank soll mein Lohn sein, du entarteter Taugenichts? Deinen Phantasieen willst du nachhängen, ein faules, liederliches Leben willst du führen, du scheust dich eine reale, sichere Grundlage deines Lebens zu schaffen, weil du ein Flatterkopf, ein Faselhans bist!“

„Du wolltest einen Großen im Sinne der Tageswelt aus mir machen,“ entgegnete der Sohn, „dich leitete deine Eitelkeit. Aber ich zürne dir nicht. Was du in mir unterdrücken wolltest,

das lenktest du in einen tiefen, unterirdischen Strom, der nun um so machtvoller aus dem dunklen Grunde hervorbricht. Mein Irren waren notwendig, auf daß ich meine Bedürfnisse verstehen lernte."

Jugend kennt keine Jugend, das mußte der alte Gockel wieder einmal erfahren und zwar schmerzlicher Weise am eigenen Fleisch und Blut.

"Der Taugenichts, der Schnabellünstler will klüger sein als ich alter, lebenskluger Hahn. Ich werde ihn enterben." Nur auf flehentliches Bitten der Mutter erklärte er sich bereit, dem ungeratenen Sohne Zehrung wenigstens für drei Monate mit auf den Weg zu geben. "Wenn du bis dahin dein Examen nicht gemacht hast, so ziehe ich meine Hand ab von dir, und du wirst von da ab nicht mehr mein Sohn sein."

Gockel nahm die Zehrung; denn er war darauf angewiesen, doch verpflichtete er sich zu nichts. So war für die erste Zeit wenigstens gesorgt, nachher würde sich schon eine Erwerbsquelle finden. Er wählte für die Abreise eine Stunde der Nacht, damit kein neugieriger Zulauf und unnütziges Fragen sich erhöhe. Schluchzend legte die Mutter den Schnabel an seinen Hals und wollte ihn nicht ziehen lassen. Gockel bat sie, Vertrauen zu haben, das sei das einzige, was sie für ihn tun könne. Der Vater war auf die große Kugel, welche den hohen Torbogen krönte, geflattert und sah mißbilligend auf die beiden hernieder. Aber auch er konnte eines Gefühls der Rührung nicht ganz Herr werden. "Mein Sohn," krächte er mit bedeckter Stimme, "hier in dieser düsteren Stunde der Nacht, wo du vielleicht zum letztenmal mich erblickst, bitte ich dich noch einmal von Herzen: mache uns keine Schande."

Da sah Gockel glücklich zu ihm auf und dankte ihm für dieses Abschiedswort. "Lebe wohl, mein lieber Vater." Da flatterte der Hahn von seiner Stange und rieb auch seinen Schnabel gegen den des Sohnes, zwar mit Würde und Haltung,

aber er gab doch dem Sohn den besten Abschiedsgruß mit auf den Weg.

Froh, daß wenigstens diese Last von ihm genommen war, wandelte Gockel seines Weges dahin. Er wanderte mehrere Stunden, dann ließ er sich auf der Spitze eines Hügels ermüdet nieder und gedachte der Zukunft. Alle Kräfte der Seele drängten sich zusammen und spähten in das Dunkel, aber die ungewissen Fernen drückten ihn nicht zu Boden; ein freier, fester Wille trug ihn über die Klippen der kommenden Zeit. So erwartete er den Tag.

Glorreich erklimm die Sonne den Rand des nahen Hügels, ein sanftes Säufeln wehte lind durch die kühlen Lüfte des Morgens. Mit weit geöffneten Armen eilte der warme Sonnenstrahl den wogenden Nebelmassen entgegen und löste sie in sanfter Umarmung zu perlenden Taupropfen, die sich im schwellenden Grün des Rasens und in den durstig geöffneten Blüten zur Ruhe legten. Die hohen Eichen auf der Spitze des Hügels raunten und rauschten von den Geheimnissen der Ferne, und in ihren Wipfeln wiegten sich die Vögel, ihr Morgenlied in die Lüfte schmetternd. So lag die aus dem Schlummer zu frischem Leben erwachte Erde in den Armen des Weltalls und sehnte sich ihrem Schöpfer entgegen. Die unermüdliche Lerche aber stieg als der erste Himmelsbote empor in den Aether, und ihre Himmelsbotschaft erklang aus der Höhe:

Hoch oben tönt aus freier Luft
Mein Morgengruß, ich wiege mich
In Ewigkeit und Licht und Duft,
O, Himmelsluft, wie lieb' ich dich,
Trüora, trüora, wie lieb' ich dich!

Der Harmonien Seligkeit
Erfüllet meine kleine Brust,
Hier ist die Welt so groß und weit,
So groß und weit wie meine Luft,
Trüora, trüora, wie meine Luft.

Vergesst eure Sorg und Qual
 Dort unten alle, hört auf mich
 Und steigt jubelnd allzumal
 Mit mir empor und grüßet mich,
 Trüorü, trüora, und grüßet mich.

Du Sänger voller Melodien,
 Wenn du dich wiegst im Himmelsraum,
 Muß meine Seele mit dir ziehn
 In freiem Flug von Raum zu Raum,
 Trüorü, trüora, von Raum zu Raum.

Dort eilet sie auf deiner Spur
 Zu Gottes seligen Höhen hinauf
 Und schließt die Klarheit der Natur
 In deinem Lied sich wunschlos auf,
 Trüorü, trüora, sich wunschlos auf.

So war Gockels zweiter Auszug in das Leben. Aber, wenn er nicht wie das erste Mal rechten Geschmack an Tändeleien und Kapriolen hatte, so kannte seine Seele auch keinen Zorn mehr, sondern war voll Freude und Hoffnung. Und oftmals übermannte ihn das hoffnungsfrohe Glück des Herzens derartig, daß er unverständige Sprünge machte und manchmal sogar versuchte zu fliegen. Vor vielen Monden war er dahingewandelt ohne Kenntniss der Welt, und jetzt wollte ihn bedünken, daß er um nichts klüger sei. Überall war Fernes, Unbekanntes, Fragen über Fragen, und doch, wie anders war er geworden. Damals lebte er dahin ohne Zweck und Ziel, jetzt aber sah er einen Weg und suchte das Ende desselben.

Nach vier Tagen kam er in Berlin an. Er fand einige Bekannte von Bogelsberg wieder, vor allem Professoren, die hierher berufen waren. Da war besonders Professor Schreihahn. Gockel machte ihm einen Besuch. Der biedere Herr erkannte ihn sofort und begrüßte ihn freundlich. Gockel bat ihn um seinen freundlichen Rat in betreff seines erneuten Studiums, der ihm gerne erteilt wurde. „Ich hoffe, mein werter, junger Freund, daß Sie

sich nun endlich die Sporen abgelaufen haben. Es ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte." Auch Professor Storch war nach Berlin gekommen. Er schien hier in ganz besonders hoher Achtung zu stehen; denn man hatte ihm den Titel „Geheimer Familienrat und Exzellenz“ verliehen. Enterich war, wie Gockel hörte, noch in Vogelsberg. Da man in Berlin bekanntlich die Gänse mehr als die Enten schätzt, so war für seine Berufung wohl kein Bedürfnis vorhanden gewesen.

Die Universität für Vögel befindet sich im Westen Berlins, im sogenannten Zoologischen Garten und zwar in dem Teil, welcher der Hühnerpavillon genannt wird. Hier in dem Schatten der hohen Bäume, in prächtigen Ställen, stand die Heimat der Weisheit, wo so manches große Wort, so manche Tat des Geistes das Licht der Welt erblickte. Dieser Pavillon ist der Stolz des deutschen Hahns, sein Ruf erstreckt sich über die ganze Welt. Da die Zahl der Studenten ungeheuer ist, so ist es natürlich, daß die Professoren durch den lauten Erguß zahlloser, inhaltschwerer Worte einen viel größeren Schnabel haben als alle anderen Vögel. Das ist eine Eigentümlichkeit, die jedem fremden Hahn in Berlin sofort aufstößt. Unter den Hähnen befinden sich alle Arten des Geschlechts. Neben dem teutonischen Hahn, der natürlich in der Mehrzahl ist, sehen wir Birkhähne, Auerhähne, Truthähne, Wachtelhühner, Perlhühner und viele andere. Von den Ausländern sind am meisten vertreten das italienische Huhn, Andalusier und der gallische Hahn. Auch Hennen sind unter den Zuhörern vorhanden, sie tragen auf der Stirn vielfach eine knöcherne Brille und agitieren lebhaft gegen den Gebrauch von Kämmen. Da aber die Hennen im übrigen der Ansicht sind, daß sie es den Hähnen in jeder Beziehung gleich tun müssen, so ist vorauszusehen, daß sie ihren Haß bald ablegen werden und sich mit der Zeit auch Kämmen zulegen.

Die Vorlesungen werden sehr fleißig besucht und finden

meistens in den Morgenstunden zwischen 5 und 7 statt. In der Mitte des Pavillons erhebt sich ein Apfelbaum, der Professor schreitet gewöhnlich mit Hilfe einer Leiter auf einen der unteren Zweige und hält von da aus seine Vorlesung. Professor Schreihahn benutzte diese Leiter nicht, wohl aber der Nationalökonom Professor Pickerich, der einen gesegneten Leibesumfang hatte. Rund um den Baum hockten die Studenten im weichen Sande. Bei besonders interessanten Ausführungen scharren sie sich Zeichen in den Sand und stießen sich an. Unter ihrer Schar war auch Gockel, doch hielt er sich meist abseits, weil er vorsichtig war, in neue Verhältnisse einzutreten. Professor Schreihahn las über die Geschichte des alten Huhns und seine Entwicklung zur neuen Zeit. Gockel holte sich etwa folgendes aus seinen Worten heraus:

Es gibt drei Hauptperioden, die der gegenwärtigen vorausgehen. In der ersten waren die Hühner noch ein wildes Volk. Es kannte keine Wohnstätten, sondern hauste auf freiem Felde, schutzlos den Unbilden der Witterung preisgegeben. Es war das Zeitalter des Kannibalismus. Die Hühner lebten im Kampfe gegeneinander. Die kriegsführenden Parteien raubten einander die Eier und fraßen sie auf. Schutzlos war der Schwache dem Stärkeren ausgeliefert. Die Nahrung bestand aus rohen Wurzeln und wilden Früchten, Korn und Fleisch war noch unbekannt.

Da dieser Zustand auf die Dauer unerträglich war, taten sich die stärkeren Hähne zusammen und unterwarfen sich dem Menschen, um sich freiwillig von ihm zähmen zu lassen. Damit war der erste Schritt zur gesellschaftlichen Ordnung getan; allmählich wurde das Huhn zum Haustier. Die Begründer der neuen Ordnung reservierten sich als den Schöpfern dieses vorgeschrittenen Zustandes bestimmte Privilegien. Sie schufen die Stände der Herren und Diener. Die Herren sorgten für Ruhe und Ordnung und gewährleisteten Schutz der Person, zum Entgelt dafür mußten die Dienenden Frohndienste leisten und durften

keine eigene Meinung haben. Die Unterwerfung unter die Menschen ließ auch zum erstenmal Religiosität erwachen. Religion durften auch die Armen haben, durch Zahlung des Zehnten mußten sie sogar dokumentieren, daß sie Glauben besaßen. Da dies bei den Herren selbstverständlich war, so blieben sie abgabefrei. Zum Danke für den göttlichen Schutz, welchen die Menschen gewährten, opferte man ihnen einen bedeutenden Teil der Eier, welche die Hennen legten und behielt nur soviel für sich, als zur Fortpflanzung notwendig war. Damit war dem Kannibalismus die Wurzel abgegraben. Diese Periode entwickelte schon eine ziemlich hohe Kultur. Die Vielweiberei wird beträchtlich eingeschränkt, man schreitet zum geregelten Nestbau, die neue Korn- und Fleischnahrung entwickelt die Körper zu höherer Schönheit, man bekommt ein Gefühl für Schmuck des Heims und des Leibes, man fängt an, die Küken nach Grundsätzen zu erziehen für die Bedürfnisse des Daseins. Die Energie, welche früher im innern Kampfe verzettelt wurde, konzentrierte sich jetzt zum Kampfe gegen ausländische Vogelnationen, vorzüglich gegen die Ente, den notorischen Erbfeind der Hühner, der sich ebenfalls als Haustier konstituiert hatte und dem Huhn scharfe Konkurrenz machte. Die Kriege, in denen eine hohe Kriegskunst entwickelt wurde, waren zahlreich und blutig. Die Hühner sperren den Enten durch Belagerung den Zugang vom Wasser zum Lande, die Enten hingegen pflegten alle Brunnen und kleinen Gewässer zu okkupieren, so daß es den Hühnern an Trinkwasser mangelte. Millionen blühender Leben sanken dahin, Millionen Existenzen wurden vernichtet, glänzende Fähigkeiten gingen zugrunde. Der ewige Krieg, Ruhmsucht und rastlose Ehrbegierde erzeugten in den einzelnen Personen eine Leidenschaftlichkeit, die in ihrer Betätigung keine Rücksicht mehr kannte und zum Verderben des eigenen Volkes zu handeln entschlossen war, wenn sie nicht rechtzeitig nach außen abgelenkt wurde. In keiner Zeit tragen die Hähne so sehr den Stempel des eigenen; fest und klar, aber auch oft hart und fürchter-

lich heben sich ihre Bilder vom Grunde der Zeit ab. Das waren die Geburtsschmerzen dieser Periode, die uns ein holdes Kind hinterließ, das aber, weil es zu lieblich war für Ente und Huhn, ewig verdammt war, ein Kind zu bleiben: den Patriotismus. Noch ein gutes zeitigte dieser Krieg: die andauernde Rivalität brachte die Eier zu einer Stufe der Vollendung, die noch jetzt die Bewunderung der Welt genießt.

Endlich jedoch erzeugte die erhöhte Kultur und die stetig zunehmende Verfeinerung der Sitten eine graduelle Pazifizierung der beiden Nationen. Den allmählichen Verlauf dieses segensreichen Prozesses können wir als die dritte Periode bezeichnen. Ihr Ende reicht bis in unsere Zeit hinauf, die keinen Krieg außer dem geistigen mehr kennt, die den dauernden Frieden erzeugt hat. Der einzige Rest sind bekanntlich Veranstaltungen sportlicher Art, wie z. B. Hahnenkämpfe, bei denen nur noch formaliter einige Blutstropfen fließen.

Mit besonderer Vorliebe besuchte Gockel die Vorlesungen des Nationalökonomens Pickerich, der einen Abschluß und eine Weiterführung des Werkes gab, welches von Schreihahn begonnen wurde.

In dem Zeitalter des Krieges konnte die im Innern ruhende Unrast im Kampfe Betätigung finden. Jetzt suchte sie einen Ausweg nach innen. Die unteren Klassen erwachen wie aus einem Traume, sie drängen nach Handlung und freier Tätigkeit und stoßen überall an die altüberlieferten Formen. Da sucht die Lebensenergie einen Ausweg und strebt mit Gewalt die alten Formen zu sprengen. Wer überhaupt sich entwickeln will, muß als Grundlage einen gewissen materiellen Wohlstand besitzen. Es ist daher natürlich, daß die Armen ihr Hauptinteresse den Ernährungsfragen zuwenden, und ebenso natürlich, daß die Besitzenden von ihren Privilegien, der sicheren Grundlage ihres leichteren Lebens, nichts hergeben wollen. Es ist kein krasser Egoismus, wenn die Reichen ihre Positionen verteidigen, sondern

achtbarer, natürlicher Lebensdrang. Sie wären elend, wenn sie sich nicht wehrten; sie arbeiten um ihren Besitz, darum ist er ihnen wert, und wenn sie von Vaterlandsliebe, von Gleichheit und Freiheit sprechen, so sind das nicht nur leere Formeln. Doch die Tatkraft der Masse ist unerschöpflich, der einzelne entdeckt seine Persönlichkeit, die Menge fühlt ihre Macht. Von der Hecke des Ostens läßt der Hahn seinen Weck- und Morgenruf über das Morgenrot einer neuen Zeit erschallen. Der Kampf um das Neue ist groß und gewaltig, obgleich wir erst am Anfang stehen. Aber schon zeigt die Bewegung einen Fortschritt.

Zitternd verläßt der reiche Hahn seinen Hof, um vor den Hütten der Armen die armen Schlucker aufzusuchen und sie um Gotteswillen zu beruhigen, schon fühlt er eine Verpflichtung gegen sie, schon schlüpft hier und da ein Wort der Anerkennung durch, schon muß er die schweren Tore seines Hofes öffnen, um den einst so verachteten Anteil an seiner Nahrung und Geselligkeit zu gewähren. Wo ist die Zeit geblieben, als der reiche Hahn mit seinen Hennen über die Getreidfelder wandelte, und die armen Hühner entsetzt davongackerten? Warum auch sollten sie es tun? Haben sie nicht dieselben Glieder zur Bewegung, denselben Schnabel, denselben Kopf zum Denken? Legen sie nicht dieselben Eier? Sie haben Recht, Achtung zu fordern; denn auch in ihnen ist die Herrlichkeit des Hühnergeschlechtes offenbart.

Aber sie verlangen alle Nahrung, reichlichere und bessere Nahrung als früher. Die Möglichkeiten der Ernährung sind mannigfaltige. Schon jetzt legen sich wohlhabende Hühner eine sogenannte Hamsterkiste zu, in denen sie für schwere Zeiten Korn zurücklegen. Dieser Gebrauch muß erweitert und öffentlich ausgestaltet werden. Die Menschen selbst geben uns einen Fingerzeig. Jährlich sammeln sie Korn in großen Haufen und legen es in den Scheuern nieder. Für wen tun sie es, als für unseren Gebrauch? Jahrhunderte lang haben wir diesen Wink mißver-

standen. Wir glaubten, nur nehmen zu dürfen, was uns von ihnen direkt gereicht wurde und was wir uns mühsam auf den Feldern zusammensuchten. Welche Summe von Arbeit ist hier nutzlos verschwendet. Die Theologen sagen: es ist ein göttliches Gebot der Menschen. Die Ansicht zeugt einmal wieder von der armseligen Verbohrtheit und Lebensfremde dieses Standes. Warum sollen wir mehr Zeit verschwenden, als zur Befriedigung unserer leiblichen Bedürfnisse irgend notwendig ist? Haben wir nicht höhere Aufgaben zu bewältigen? Wozu sollten die Menschen diesen Segen aufspeichern? Etwa für sich selbst? Der Gedanke wäre absurd. Nein, wir haben sie mißverstanden. Sie sorgten für uns, und die Enge unserer Theologen hielt uns ab von unserem Wohl. Laßt uns uns auf diese reichen Vorräte stürzen, schaffen wir sie beiseite an sichere Plätze. Alsdann ist genug da für alle. Ein solcher Ausweg muß gefunden werden. Denn das Leben stellt an den Hahn sonst so hohe Anforderungen, daß er notwendig mit der Beschaffung der rein äußeren Bedürfnisse so schnell wie irgend möglich fertig werden muß.

Die Gedanken dieser beiden Hähne gaben Gockel unendlich viel zu denken. Wenn nun die große Mehrzahl der Hähne sich bei Sport, bei Trunk und Mahl von den Anstrengungen des Zuhörens erholte, oder in mühseliger Kärrnerarbeit wörtlich nachhaute, was sie vernommen hatte, versuchte Gockel mit wenigen Geistesverwandten alles für die eigenen Lebensbedürfnisse zurechtzuschneiden und umzubilden, damit das so entstandene einst als eigene, selbstgeschaffene Arbeit anderen zum Heil und zur Überzeugung dienen könne. Die kleine Schar saß in einer fernen Ecke des Gartens, die durch dichtes Gebüsch vor profanen Blicken verborgen war. Hier hockten sie den Tag über, ihr Gefieder hing struppig am Leibe herunter, und der Kopf war in den Federn verborgen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie allgemeinen Spott erregten. Oft liefen die Hähne und Hennen herzu,

lugten durch die Öffnungen der Zweige, lachten, krächten und gluckten und stießen sich an. Ihrer verdächtigen Stellung wegen gab man ihnen den Spitznamen: Digesting Society.

Hier in diesen Stunden ging Gockel die Größe seiner Zeit auf. Es gab keine wie sie, so reich an lebendiger Bewegung, so voll Fülle der Ideen und Fragen, so überquellend an Lebensenergie, so kraftvoll im gurgelnden Meere des Daseins neuen Zielen zustrebend.

Welch eine Wandlung hatte dieses Geschlecht durchgemacht seit dem unseligen Zeitalter des Kannibalismus, wo die Henne ihre eigenen Eier auffraß, seit dem Mittelalter, wo man sich an jeder Ente ärgerte, die über den Hof flatterte, gegen den gegenwärtigen, friedlichen Zustand, die Freundschaft mit jedem Geschlechte der Vögel, das loyale Verhältnis zu den Menschen. „Wir genießen die Früchte jahrhunderterlanger, mühseliger Arbeit, um auf größerer Grundlage Größeres zu erreichen.“

Auf welchem Gebiet des öffentlichen Lebens regt es sich nicht? Überall versucht man, den Sinn der Zeit zu erfassen und dem innern wie äußern Leben Formen zu geben, die dem neuen Inhalt entsprechen. Die großen Aufgaben der Zeit verlangen gesunde Hähne, laut rufen daher die Ärzte nach einer rationellen Reinigung der Hühnerställe, um die Volksgesundheit zu heben. Die Architekten müssen sich in ihren Dienst stellen, indem sie uns wohnliche, gesunde, aber auch schöne und künstlerisch vollendete Ställe schaffen. Und die Arbeiter, die zur Schaffung dieser erhöhten Werte ihre Kraft hergeben, wollen sich nicht nur mit dem Zuschauen begnügen; auch in ihnen wacht die Sehnsucht nach besserer Lebensführung und damit die Möglichkeit höherer Bildung. Wo man ihnen nicht freiwillig gibt, erzwingen sie Bewilligung. Die Erweiterung des Handels hat uns gelehrt, selbst unsere eigene Natur zu besiegen und auf dem uns so fremden Elemente des Wassers sogar den Enten Konkurrenz zu machen. Die Philosophie, die Pädagogik, die Kunst und die Publizistik

bemühen sich alle um die Palme der Erkenntnis, und wenn sie ein großes Getöse machen, so mag man es wohl dem edlen Streben zugute halten, in der kurzen Zeit des Lebens möglichst viele und gute Eier zu legen. Charakteristisch sind die Versuche, ganz persönliche, individuell gefärbte Eier auf den Markt zu bringen, deren Schattierung hervorgegangen ist aus dem Streben, aus den Geheimnissen des eigenen Lebens eine Weltanschauung zu gewinnen, und unverkennbar ist das Bestreben, bei der Kritik fremder Thätigkeit vor allem auch die Gesinnung zu berücksichtigen, aus der heraus die Eier gelegt werden. Achtung vor eigenem Wert und eigener Thätigkeit erzeugt Anerkennung fremder, ernster Thätigkeit, welcher Richtung sie sei. Mein Ich ist der Schöpfer der Welt, es zu bewahren und hochzuhalten meine heiligste Pflicht. Auch den göttlichen Mächten stehen wir anders gegenüber. Sollten die Menschen, diese mit göttlichen Machtfaktoren ausgestatteten, himmlischen Wesen, uns das Korn unserer Vernunft verliehen haben, damit wir es auf steinigtem Boden elend verdorren lassen? Sollen wir gezwungen sein, glauben zu müssen, was sterbliche Geschöpfe uns vorschreiben? Das hieße einen schlechten Gebrauch von uns machen! Wir sehnen uns nach dem Göttlichen, wir fühlen es in uns wirken, wir wirken es selbst, wir empfinden tief, daß alle Äußerungen, die wir der Lust und Qual unseres Gemüths abringen, Offenbarungen sind. Wer kann uns zwingen, den Quell unserer Seele zu verstopfen? Glaubt, was ihr könnt, und wir wollen euch als unsere Brüder umfassen. Aber wo steht geschrieben, daß alle Brüder in einem einzigen Hause wohnen müssen? Es sind viele Stätten auf unserer Erde, auf denen wir Häuser bauen mögen; so laßt uns bauen, laßt uns fromm sein und stark, aber keine Knechte!

Weiter und weiter führt der Weg des Lebens unsere Geschlechter dahin über Klippen und Abgründe, über Meere und Ebenen. Doch inmitten des ewigen Fluges, dessen unbekanntem Gesetzen wir rastlos nachforschen, packt dich die Lust, daß gegen

alle Qual und Not der Welt in dir selbst eine feste Burg der Freiheit errichtet ist, von deren sicheren Zinnen du spähen kannst nach dem Sinn deines eigenen Lebens und nach der Aufgabe, zu der dein Geschick dich bestimmt hat. Glücklich du, wenn du mit vollem Bewußtsein deiner Aufgabe lebst und dein Samenkorn fallen läßt in den großen Schoß des Lebens. Was kümmert dich das Ende? Du lebst, dein ist die Gegenwart. Sorge, daß du nicht stille stehst im Kreise der Welt.

Es drängte Gockel und seine Freunde, sich über den Gewinn ihrer Betrachtungen auszusprechen. Da das Getriebe des Tages ihnen zu laut war, so wählten sie die ersten Morgenstunden zwischen drei und vier. Diese Stunden waren ihnen allen lieb, und ungern hätten sie dieselben gemißt. Dennoch wurde ein derartiges Unsinnen einmal an sie gestellt. Es wurde ihnen geraten, diese Zusammenkünfte einzustellen, da es unreligiös sei, in so früher Zeit durch lautes Reden und Krähen den Morgenschlaf der Menschen zu stören. Die Freunde schwankten, was sie tun sollten; denn da sie alle religiöser Natur waren, so lag es ihnen fern, ihre Wohltäter zu beleidigen. Sie meinten schließlich, es wäre wohl der beste Ausweg, die Stimme zu dämpfen und sich nur flüsternd zu unterhalten. Da erklärte Gockel kategorisch: „Das ist keine Lösung! Meine Ansicht ist, daß diese Frage von den Theologen angeschnitten ist. Ich wüßte nicht, daß die Menschen irgend ein Gebot gegen das frühe Aufstehen hätten ergehen lassen. Wie sollten sie auch? Könnte wohl eines Hahnes Gekrähe sie belästigen? Nein, es wäre eine Blasphemie, wenn wir so niedrig von unseren Wohltätern denken wollten! Ein geflüstertes Krähen ist sinnlos. Ich bin dafür, daß wir eine klare Stellung einnehmen und ruhig weiterkrähen.“ Gockels Worte wirkten überzeugend.

So setzten sie denn jeden Morgen ihre Sitzungen fort und zwar an derselben Stätte, an der Schreihahn und Pickerich ihre Vorlesungen hielten. Wer etwas zu sagen hatte, stieg auf den

Baum und krächte aus der Höhe. So übten sie sich zugleich im freien Vortrag. Es wäre schade, wenn von diesen Reden gar nichts aufgezeichnet würde. Darum will ich einiges davon für die Geschichte festlegen.

Der jüngste der Gesellschaft war Schluckauf. Er war ein winziger, kleiner Hahn, und sein Krähen klang mehr wie das Piepsen eines Spazes. Pickerich interessierte ihn wenig, aber Schreihahns Kolleg besuchte er mit rührendem Eifer. Er liebte besonders, die Zeit der Vergangenheit zu durchstöbern. Wenn Schreihahn ihm von prähistorischen Funden erzählte, so leuchteten seine Augen seligen Aufschlags zu dem verehrten Lehrer empor. Es gab keinen besseren Kenner des Altertums, bis in den letzten Winkel wußte er Bescheid über das soziale Leben der griechischen und römischen Hühner. Er kannte ihre Leiden und Freuden, ihr Bangen und Hoffen, ihre Sitten, Gebräuche, ihre Kunst und Dichtung, nur ihre Fehler nicht. Im Altertum war ihm alles heilig, herrlich und groß. Und wirklich, wie er es darzustellen wußte, wirkte er trotz seiner dünnen Stimme hinreißend. Von der Gegenwart aber wußte er nur, daß sie ihm unleidlich war. Das war der große Riß seines Lebens, und er war zu ehrlich, um nicht zu empfinden, daß mit ihm etwas nicht in Ordnung war.

Da war Rotkamm sein Antipode. Er war Pickerichs geschworener Anhänger; denn seine Worte hatten ihm eines klar gemacht, daß es keinen Zweck habe, nutzlos in der Vergangenheit zu leben, wenn man in der Gegenwart zu etwas kommen wolle. Er erklärte dem Schluckauf ins Gesicht, er wäre mit seiner Ansicht auf die gleiche Stufe zu stellen mit dem Raritätensammler, der sich zum eigenen Vergnügen eine Sammlung seltener Maden und Raupen anlege, anstatt sie einfach aufzufressen. Er sei mit dem nutzlosen Grübeln jetzt am Ende und wolle sich lieber gleich dem klardenkenden Pickerich in das praktische Leben stürzen, um im direkten Umgang mit den Hähnen zu erfahren, wo sie der Schuh drücke.

„Ihr seid insgesamt Wortklauber und Tratschhühner,“ erklärte ihnen auf solche Ansichten der ehrliche Tretesfest. Er war ein vollblütiger und gesunder Hahn, seines Zeichens ein Komponist, und von ihm ging die Sage, daß er alles könne, was er auch anfasse. Er war kein eigentliches Mitglied der Digesting Society, doch da es ihm Spaß machte, sich auf allen Gebieten zu tummeln, so nahm er auch gern an diesen Morgenversammlungen teil. — „Was wollt ihr euch plagen mit Scherben und Mist? Seid mutige, fröhliche Gefellen und tut in eurem Berufe eure Pflicht. Nachher setzt sich das Leben von selbst richtig zusammen. Herunter mit euch von euren leidigen Kathedern!“

Aber Gockel blieb ihm die Antwort nicht schuldig. „Unser lieber Freund Tretesfest hat vor uns allen eins voraus, um das wir ihn fast beneiden können; er weiß ganz genau, was er will. Für ihn hat das Leben keine Ecken.“ — „Natürlich hat es Ecken!“ schrie Tretesfest dazwischen, „aber mein Schädel ist zu fest für sie!“ — „Ich wünsche dir Glück dazu, Freund Tretesfest; du möchtest es noch manchmal gebrauchen können. Nimm's mir nicht übel, du bist trotz deines dicken Kopfes ein Einfaltspinsel. Wenn sich auch wirklich trotz all unserer Philosophie die Welt von selbst zurechtsetzt, so wäre es ein Verbrechen, sich einfach dabei zu beruhigen.“

Du aber, lieber Schluckauf, du bist wie der Krebs, der stets zurückgeht, und du, Kottkamm, du willst den Stier bei den Hörnern packen. Nimm dich in acht, daß er nicht deinen Kopf zerschmettert mit all seinem Verstand darin. Es wäre schade darum.

Aber, wenn ihr euch die Hände gebt und schön zusammen geht, dann kann etwas aus euch werden. Tretesfest kommt gar nicht in Betracht, wenn er sich nicht ändert. Durchgrabt die Vergangenheit, sucht in der Gegenwart, vor allem aber sucht in euch selbst; schafft euch eine Gegenwart und laßt die Zukunft für die Zukunft sorgen. Seit vielen tausend Jahren strömt der

Strom des Lebens dahin in vielen Millionen Tropfen. Aber der erste Tropfen ist gleich dem letzten; denn alle sind sie ein Teil des großen, herrlichen Stromes. Und das sei euch eine Aufgabe, daß ihr auch bei dem kleinsten Tropfen nicht vergeßt, wes Ursprungs er sei. So werdet ihr Achtung haben vor den kleinsten Äußerungen des Lebens, so werdet ihr überall den Funken sehen, der oft so tief, ach so tief glimmt, aber nie ganz zu Asche wird. Ich habe meinen Vater verachten wollen, ihr kennt ihn, er ist ein ehrlicher Hahn und gab, was sein war. Mehr können wir alle nicht tun. Und du, Rottkamm, wenn du nach deinem Glauben in das Leben stürzest, so wirst du vermeinen, überall nur Dummheit, Enge und Beschränktheit zu finden, und du wirst in deinem Leid darüber auch dich selbst verlieren, wie ich es beinahe getan hätte. Aber uns selbst vor allem müssen wir festhalten, in Arbeit wollen wir uns Bedürfnisse schaffen, bis wir die Dual der Welt in uns selbst erlebt haben. Dabei werden wir fest und stark werden, und nur so können wir einst wirken. Hört nimmer auf zu denken und zu grübeln. Ihr selbst seid die Welt, und so verstanden ist die heiligste Liebe die Liebe zur eigenen Person. Und nun lebt wohl, meine lieben Freunde. Ihr werdet mich nicht wiedersehen." Sprach's, erhob sich von seinem Baume und flog in die Höhe. Flog hoch und höher, bis er in den Wolken verschwand. Und wenn er nicht zu hoch geflogen ist, so hat er vielleicht das ewige Leben gefunden.



